

Man ist überall des Lobes voll und hört nur: „Es wurde Zeit, diese wunderbaren Felsformationen wieder sichtbar zu machen.“ Forstdirektor Huß erklärte: „Unsere wichtigste Aufgabe ist die Erhaltung der heimischen Landschaft mit ihren Schönheiten und ihren Erholungseinrichtungen. Dies ist uns bis jetzt geglückt.“

Abschließend können wir feststellen, wie es auch in vielen Presseberichten gewürdigt wurde, daß die bisher durchgeführten Felsfreilegungen ein Segen für die Fränkische Schweiz sind. Die touristische Attraktion ist wieder sichtbar, auf Ökologie und Ökonomie

wurde geachtet, Flora und Fauna bekommen neues Leben.

Die Felsen sind freigelegt. Nun beginnt die „Folgepflege“. Diese müssen die Gemeinden mit ihren Bürgern übernehmen, sonst wachsen die Felsen in einigen Jahren wieder zu. Wie hat ein alter Bauer zu mir gesagt: „Holz und Unglück wächst alla Toch. Do brauchst nex dazu tun.“ Soweit darf es nie kommen, denn das vollendete Werk der Felsenfreilegungen soll und muß erhalten werden, für alle Zukunft. Dies muß unser aller Anliegen für die Zukunft bleiben.

Ina Schönwald

## Das Schnaittacher Denkmal für die Gefallenen der Weltkriege

*Überlegungen zum Umgang mit einem Mahnmal der Trauer: Zwischen Vandalismus und ehrendem Gedenken*

Spätestens seit dem Volkstrauertag 1993 und der Einweihung eines neuen Denkmals für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin ist es der Öffentlichkeit wieder bewußt geworden: Seit der Entwicklungsgeschichte des Denkmals in Deutschland und seit der Ausbreitung des Pazifismus gibt es keine so vielseitig umstrittene Gattung als die der Ehrenmale für Gefallene und Opfer der Weltkriege in unserem Land. Will man sich kulturhistorisch damit auseinandersetzen, begibt man sich auf äußerst dünnes Eis, riskiert gar öffentliche Anfeindung. Jedes Wort zum Thema wird argwöhnisch registriert, sorgfältig nachgewogen, und das von völlig konträren Gruppen innerhalb der Gesellschaft. Was nicht ausschließlich die jeweils eigene Position widerspiegelt wird mit wütendem aggressivem Protest bedacht, nicht selten verdreht wiedergegeben. Dagegen wird die eigene Überzeugung oft gleichermaßen übersteigert. Kein Wunder in einem Land das im Umgang mit seinen Denkmälern schon immer die größten Schwierigkeiten hatte und hat.<sup>1)</sup> Statt dessen flammen die Emotionen hoch, machen immer mehr einer erschreckenden Aggressivität Platz. Kommu-

nikation zwischen den Extrempositionen, die sich irgendwo zwischen strikter Ablehnung und völlig verfremdetem Zelebrieren dieser Denkmäler bewegen, scheint überhaupt nicht mehr möglich und – was noch schlimmer ist – wird nicht mehr gewollt. Äußert sich die deutsche Neigung zu Extrempositionen normalerweise in aufeinander folgenden historisch-politischen „Phasen“, stehen sich die Meinungen äußerster Standpunkte in Sachen „Denkmal“ direkt gegenüber.

Die Einweihung des Ehrenmals von Haacke nach einer Plastik von Käthe Kollwitz in der Neuen Wache, Berlin, gab Anlaß genug: Demonstrierende linke Organisationen, entsetzt protestierende Opfer des Naziterrors, „ewig Gestrige“. Als beängstigende Komponente der jüngeren Zeit verstehen es Gruppierungen von Neonazis genau diese Thematik der Ehrenmäler für die Getöteten der Weltkriege für sich mit Beschlag zu belegen: Die Folge des fehlenden gesellschaftlichen Konsenses.

Außerhalb von Gedenktagen hingegen sieht der Umgang anders aus: Ist es nicht beschämend, daß jenseits aktueller Anlässe



Das Denkmal im Festschmuck am Tag seiner Einweihung am 23. August 1925. Aufnahme R. Uibl.

ein schlichtes Vergessen, Verdrängen, Ignorieren der Ehrenmäler mitsamt ihren traurigen Inhalten und dem oft äußerst problematischen Umgang damit eintritt? Werden diese Ehrenmäler zum „weißen Fleck“ in der Kulturlandschaft, wenn erst die Generation der Angehörigen gestorben ist, deren Bezug durch die Trauer um einen im Krieg getöteten geliebten Menschen eindeutig geklärt ist? Und wem bleibt dann das Feld überlassen?

In Schnaittach besteht der traditionelle Umgang mit dem 1925 errichteten Ehrenmal auf der „Sandplatte“, trotz Anzeichen von Unmut, bis zum heutigen Tag fort. Bis heute hat sich am Volkstrauertag ein aus christlichem Verständnis entstandenes Brauchtum erhalten: Bürgermeister, Gemeinderat, gelegentlich auch die Geistlichen der Gemeinde sowie die geschlossen antretenden Vereine und eine schwindende Anzahl gedenkender Angehöriger und Einwohner treffen sich zu einer Gedenkstunde. Erinnert wird hierbei nicht nur an die getöteten Soldaten aus Schnaittach, sondern ebenso an die Schrecken von Krieg und Holocaust und ihre äußerst aktuellen Bezüge. Ebenso zogen noch 1993 die Schnaittacher Jubilare des Jahrgangs 1922 anlässlich Ihrer 60-jährigen Kommunionwiederkehr zum Ehrenmal, um der getöteten Klassenkameraden zu gedenken.

Wahrscheinlich war es der letzte Jahrgang, der auf diese Weise das Gedächtnis an die Gefallenen lebendig erhielt.

Daß die Tradition am Volkstrauertag nicht mehr Allgemeingut ist, zeigt sich seit einigen Jahren: Die Teilnahme jüngerer Generationen an derlei Veranstaltungen ist längst nicht mehr selbstverständlich, die Teilnehmerzahlen schwinden.

Auch in Schnaittach gibt es extreme Gegenpositionen: Am 6./7. August 1983 feierte der „Krieger- und Soldatenverein Schnaittach“ sein 110-jähriges Bestehen in Form eines „Alleefestes“ zu Füßen des Ehrenmals. Der Erlös aus dem Verkauf von Speisen und Getränken sollte zusammen mit Spenden der Bürger zu einer Erweiterung des Denkmals für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs verwendet werden. In der Nacht vom 6. zum 7. August wurde der Sockel des



Das Schnaittacher Denkmal für die Gefallenen der Weltkriege mit besprühtem Sockel. Aufnahme vom Sonntag, dem 7. 8. 1983 von O. Kohlmann.

Denkmals von Unbekannten mit „Hiroshima 1945“ in roter Farbe besprüht. Eine Graffiti aus Angst vor einer erneuten Überbetonung von Militarismus oder aus Ärger über Bratwurstessen und Bieranstich in Zusammenhang mit dem Denkmalsinhalt?

Graffiti als Form des „Denkmalkommentares“ ist eine in den letzten Jahren – besonders seit der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Niedergang des Sozialismus – äußerst „modern“ gewordene Form die Gesellschaft zu provozieren, zu ärgern, zum Nachdenken zu bringen durch Beschmieren aus gesellschaftspolitischer – oder welcher Motivation auch immer.

Auch in Schnaittach waren die „Beschmierer“ Vertreter einer Generation, die, als Kinder ihrer Zeit zu Beginn der 80er Jahre, geprägt von Nato-Doppelbeschluß und Aufrüstung, auf extremste Art und Weise Gegenposition beziehen. Ergebnis sind Aktionen der „brutalen“ Art, die eine Kommunikation mit der Generation der trauernden Angehörigen und Zeitzeugen unmöglich machen.

Sicher, die Bildsprache und Symbolik der Weimarer Republik ist historisch betrachtet nicht unproblematisch und für eine Generation am Ende des 20. Jahrhunderts nur schwer zugänglich. Am Beispiel des Schnaittacher Denkmals sollen deshalb diese Inhalte besprochen, erklärt und nachvollzogen werden. Denn erst wenn die Ikonographie und der historische Hintergrund eines Denkmals verständlich werden und die Geschichte seiner Aufstellung bekannt ist, kann seitens jüngerer Generationen Position bezogen werden und ein Verständigungsprozess zwischen den verschiedenen Gruppen in Gang gesetzt werden. Anliegen dieses Aufsatzes ist es, daß eine unbestimmbare Wut oder Gleichgültigkeit dem Denkmal gegenüber – als Platzhalter für die vielen Denkmäler für getötete Soldaten der Weltkriege andernorts – einem Verstehen und Akzeptieren weichen würde.

Am 10. August 1925 konnte die fertiggestellte monumentale Skulpturengruppe für das Schnaittacher Denkmal in der Bildhauerwerkstatt des akademischen Bildhauers Josef Wirth abgeholt werden. Die Aufnahme des

Schnaittacher Fotografen Uibl, dessen Heimatliebe wir es verdanken, daß Schnaittacher Heimatgeschichte über Jahre hinweg hervorragend dokumentiert ist, zeigt eine größere Gruppe Schnaittacher, die mithalfen die monumentale Skulptur zu verladen und regen Anteil nehmen. Die Planung für ein Denkmal zum ehrenden Gedenken an die 85 im ersten Weltkrieg getöteten Soldaten der Markt-gemeinde lag von Anfang an im Interesse und in der Intention der Bevölkerung und wurde in großen Teilen von ihr getragen, davon zeugen nicht nur die höheren Geldbeträge, die bereits seit 1920 von Gemeindemitgliedern und ehemaligen Schnaittachern gespendet



Abtransport des Denkmals von der Bildhauerwerkstatt des akademischen Bildhauers Josef Wirth (ganz links im Bild) in Nürnberg. Aufnahme vom 10. August 1925 von R. Uibl.

worden waren:<sup>2)</sup> Die Greuel des Ersten Weltkrieges, der sich von allen vorangegangenen durch neuartige, fürchterliche Waffen unterschied, waren noch frisch. Die Trauer der Angehörigen um ihre Toten und die Möglichkeit einen Ort des Gedenkens für die Hinterbliebenen zu schaffen war im Geist der Zeit und der tiefen Auffassung der Bevölkerung ein Anliegen, das von allen, auch denen, die nicht direkt betroffen waren, getragen wurde. Für Schnaittach gilt dies in ganz besonderer Weise.

Josef Wirth war ein sogenannter „akademischer“ Bildhauer. Die Akademien unterstanden seit jeher – im Gegensatz zu avantgardistischen, sezessionistischen oder freien Künstlervereinigungen – dem Gedankengut und der Propaganda der politisch herrschenden Systeme. Ihrem Bildprogramm lag daher konservatives, von der herrschenden Regierung und ihrer Indoktrination geprägtes Gedankengut zu Grunde. So steht auch die Ikonographie der Skulpturengruppe des Schnaittacher Denkmals ganz im Zeichen intentionierter Bildsprache der Weimarer Republik, in den Denkmälern für die getöteten Soldaten den Ersten Weltkrieg zu verarbeiten.

Dargestellt ist ein stehender, älterer, bärtiger Soldat, bekleidet mit Stahlhelm, Stiefeln und Uniform des Ersten Weltkrieges, hochaufgerichtet in Schrittstellung nach links, die rechte Schulter nach vorne gedreht, den ersten Blick zum Betrachter in die Ferne gewandt. Zwischen seinen Beinen, über dem Oberschenkel des belasteten linken Beines kraftlos auf die Knie zusammengesunken, liegt ein jüngerer, bartloser Soldat im langen Uniformmantel, sein nach links herabgesunkener Kopf mit entsetztem Gesichtsausdruck, weit aufgerissenen Augen und geöffnetem Mund ruht in der linken Hand des Stehenden und läßt auf eine tödliche Verwundung schließen. Der Körper des Verwundeten ist frontal dem Betrachter zugewandt, wird ihm gleichsam „präsentiert“. Seine rechte Hand faßt im Schmerz auf seine linke Körperseite in Höhe des Uniformkoppels, parallel darüber liegt der rechte Arm des Stehenden, dessen Hand ihn an der Brust festhält. Der linke,

abgewinkelte Arm des Verwundeten sucht sich am Boden abzustützen. Eine durchaus qualitätvolle Arbeit im Stil ihrer Zeit. Die Komposition und Ausführung der Skulptur will die bewußte Assoziation verschiedener bekannter Bildmotive hervorrufen.

Als direktes Vorbild des Bildhauers gilt bekanntermaßen die römische Kopie einer griechischen Skulptur aus dem 4. Jahrhundert vor Christus, jetzt aufgestellt in der Loggia dei Lanzi in Florenz.<sup>3)</sup>

Gezeigt ist eine Szene aus der griechischen Mythologie: Im Kampf der Griechen gegen die Trojaner wird Patroklos getötet, Menelaos birgt unter Lebensgefahr seinen Leichnam. Der Aufbau der Schnaittacher Skulpturengruppe und der antiken sind analog. Die Körperhaltung des Menelaos entspricht der des älteren Soldaten, lediglich der Oberkörper ist



Sirenze - Loggia dei Lanzi  
Häce moribondo (scultura greca)

Menelaos birgt die Leiche des Patroklos. Römische Kopie nach griechischem Original des 4. Jahrhunderts vor Christus; Florenz, Loggia dei Lanzi.

mehr vornüber geneigt, auch Menelaus ist bärtig. Er trägt griechische Kleidung und Waffen. Der antikisch idealisierte, nackte Leichnam des jungen Patroklos hingegen ist noch mehr in sich zusammengesunken als der Körper des jungen Verwundeten der Schnaittacher Gruppe, die Glieder des Toten sind in realistischer, unidealisierter Weise kraftlos abgeknickt. Die Figuren des Schnaittacher Denkmals hingegen sind geschönt und idealisierter wiedergegeben.

Die Anlehnung an mythologische Themen und Heldensagen in der Gestaltung der Gattung „Kriegerdenkmal“ der Weimarer Republik war keine Seltenheit. Wie der griechische Held unter Einsatz seines eigenen Lebens seine Pflicht erfüllt und den Kameraden birgt, so wird für den unbekannt, namenlosen Soldaten des Ersten Weltkriegs im Nachhinein die „stille Pflichterfüllung“ übermäßig idealisiert. Eine Übernahme klassischer Topoi, die gleichzeitig und für den Betrachter meist unbewußt, hehre Bedeutungsinhalte mit transferieren sollten und in ihrer geschönten Darstellung nicht das geringste zu tun haben mit dem Elend und der Häßlichkeit des Leidens und Sterbens der Soldaten im Schützengraben. Ganz deutlich wird dieses äußerst gefährliche Pathos in der Schlußbetrachtung des Artikels zum Thema von Fritz Schnelbögl: „Das Denkmal ist gedacht als Bild vom ‚Guten Kameraden‘. Ist dort die Leiche des Patroklos in Gegensatz zum lebenssprühenden Menelaus gestellt, so hat hier der bärtige, harte Krieger mit dem schmucklosen Stahlhelm (Menelaus trägt einen kunstvollen Helm!) den sterbenden Freund zu betreuen. Einen Sterbenden! Also nicht der schneidende Gegensatz von Leben und Tod wie im griechischen Vorbild ist hier dargestellt, sondern der Schützengrabenkrieger (sic!) fühlt sich eins mit seinem dahinscheidenden Kameraden.“<sup>54</sup>

Diese bewußt assoziierte Thematik wurde meist von den Inschriften der Denkmäler ergänzt.<sup>55</sup> Auch beim Denkmal auf der Sandplatte wird dies evident: „Der Markt Schnaittach seinen Helden“. Weg von der Trauer über die Toten und die Sinnfrage Ihres Sterbens sollten die Angehörigen zum Trost

in eine Heldenzeit der Menschheit – in die Antike – versetzt werden, der tote Soldat sollte weit entfernt von der Tatsache seines elenden Sterbens als tröstliches Identifikationsmuster für die Trauernden in die Nähe eines „archaischen Helden“<sup>56</sup> gerückt werden. Die gefährliche Assoziation des griechischen, römischen oder germanischen Heldentums als Vorbild für die Hingabe des Einzelnen an eine gemeinsame Idee sollte wenige Jahre später in der Katastrophe Hitler-Deutschlands enden.

Ebenso findet sich in den Denkmälern für die getöteten Soldaten der Weimarer Republik niemals die Darstellung eines real verwundeten, verstümmelten oder toten Soldaten – wie es der Realität des Krieges entsprechen hätte und von vielen Zeitzeugen in schrecklichem Realismus berichtet wurde. Dargestellt wird immer der „ruhende“, „ohnmächtige“ oder „schlafende“ Soldat, jederzeit bereit „wieder aufzuerstehen“ aus einem transzendenten Zustand, einer Art mystifiziertem „Übertot“ als Trost für Gesellschaft und Angehörige.

Doch noch eine weitere Bildtradition ist in die Komposition des Schnaittacher Denkmals eingeflossen: Der ältere, bärtige Soldat hält den jüngeren, an ihn gelehnten, an seinen Körper gedrückt ähnlich der skulpturalen Darstellung einer Christus-Johannes-Gruppe, in deren bildlicher Tradition Jesus mit seinem Lieblingsjünger dargestellt ist, der den Kopf an seinen Körper lehnt. Ein Andachtsbild der Liebe Jesu zu seinem Jünger wird im Hinblick auf den Soldaten und seinen getöteten Freund zu einem Meditationsbild der den Tod überdauernden Liebe des „geheiligten Bundes der Kameradschaft“.<sup>57</sup>

Vom kompositorischen Prinzip ist die Darstellung des stehenden Soldaten, der seinen toten Kameraden im Schoß hält, ebenso dem Andachtsbild einer Pietà eng verwandt. Formal wird dabei die Mutter Gottes, die Jesus, bzw. den toten Soldaten betrauert, durch einen anderen Soldaten ersetzt. Der Stehende hält – gleich dem Vertikaltypus einer Pietà – seinen toten Kameraden vertikal, dem Betrachter „präsentierend“ vor den Körper.<sup>58</sup>

Diese ikonographische Gleichsetzung impliziert die pervertierte ideologische Identifikation des deutschen Soldaten und seiner Funktion im Krieg mit dem Leben und Tod Christi.

Die Übernahme krypto-christlicher Bildtraditionen, die im kirchlichen Bereich seit Jahrhunderten eine lange ikonographische Tradition vorweisen und zu allgemeinverständlichen Metaphern für alle Bevölkerungsschichten geworden waren, galten als ein weiteres beliebtes Repertoire, aus dem die Bildsprache der Kriegerdenkmäler während der Weimarer Republik gerne schöpfte.

Ein weiterer wichtiger ideologischer Aspekt zum Verständnis der Ehrenmäler für die Kriegstoten der Weimarer Republik stellt der Ort ihrer Aufstellung dar. Bereits 1914 hatte der königliche Gartenbaudirektor Willy Lange in einem Aufsatz die sogenannten „Heldenhaine“ als Aufstellungsorte in die Diskussion gebracht.<sup>10</sup> Der Hain, oder die Alle, in denen für jeden der getöteten Soldaten ein Baum gepflanzt werden sollte, hatte die Aufgabe einen „Sakralraum“ für die Toten zu schaffen. 1915 wurde zur Durchführung dieser Idee die „Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine“ gegründet. Eine geräumige Wiese innerhalb der Baumbepflanzung sollte Raum für die Gedächtnisfeiern geben. Zur Idee der „Heldenalle“ kamen weitere Forderungen bezüglich des Standortes: „Im Anschluß der Denkmal-Allee sollte eine Festwiese angrenzen, auf der die Jugend an patriotischen Festtagen zu sportlichen Wettkämpfen antreten und auf der im Angesicht der Toten als Vorbilder an Tapferkeit Truppenvereidigungen stattfinden könnten.“<sup>11</sup>

Als zusätzlicher Anspruch an den Standort galt die Nähe zu historischen Plätzen, die sich durch ihre Geschichte und Tradition auszeichneten und daher einen Symbolwert für die heimatliche Vergangenheit besaßen, der sich auf das Denkmal übertragen sollte. Bevorzugt wurden hier Kirchen und Friedhöfe, da die Tradition des Ortes als Platz der Weihe und Trauer eine bestimmte Erwartungshaltung und Einstimmung der Besucher vorprogrammierte.

Alle diese Forderungen waren für den Schnaittacher Aufstellungsort genauestens erfüllt. Die Allee „auf der Sandplatte“, an der Straße nach Großbellofen gelegen, bot sich an als Platz für den „Ehrenhain“. Das angrenzende Wiesengelände wurde schon in dieser Zeit als Sportplatz genutzt, der eigentliche Ausbau zum Sportplatz mit Freischwimmbad erfolgte jedoch erst im Jahr 1935. Die Nähe zum Kalvarienberg mit dem Friedhof der Gemeinde und seiner einzigartigen Wallfahrtskapelle mit dem zentralen Gnadenbild der Pietà im Chor, die als Kultort spätbarocker Frömmigkeit Leiden und Sterben Christi thematisiert, erfüllte in hervorragender Weise die direkte Nähe zu einem geweihten, traditionell würdigen Ort der Heimatgeschichte.

Der Zeitungsbericht zur Einweihungsfeier macht diese vorrangigen Kriterien zur Aufstellung in dem der Zeit eigenen, ideologisch geprägten Ton deutlich. Daß dabei die Entstehungszeit der Kalvarienbergkapelle fälschlicherweise in die als genuin „deutsch“ beurteilte Gotik gesetzt wird, scheint der Absicht des Verfassers zu entsprechen:

„Schlicht und einfach, heilig und erhaben wie der Zweck, dem sie galt, war auch der äußere Verlauf der Feier, die wohl für immer im Gedächtnis derer haften wird, die ihr beiwohnen durften. Was aber der Feierlichkeit, die getragen war von den Herzen aller Gemeindeglieder, einen besonderen Adel verlieh, das war nicht zuletzt der Standort des Denkmals, die geweihte Stätte des Kalvarienberges, die von nun an allen kommenden Geschlechtern Kunde geben soll von dem großen Anteil, den auch unser altherwürdiger Marktflecken an dem Geschehn des größten aller Kriege (sic!) genommen hat. Wird doch der von herrlichen Linden, wundervollen Akazien und stämmigen Eichen gebildete Hain, in dem das Denkmal seinen Platz gefunden hat, überstrahlt von dem mit der alten gotischen Friedhofskapelle gekrönt, durch eine bezaubernde Landschaft umsäumten Gottesacker und dem für fromme Seelen nicht minder anziehenden, in ein grünes Laubgewölbe eingehüllten Stationsweg, von dem aus gesehen das Ehrenmal unserer gefal-



Die feierliche Einweihung des Denkmals am 23. August 1925 unter großer Anteilnahme der Schnaittacher Bevölkerung.  
Aufnahme R. Uibl.

lenen Krieger einen überwältigenden und erschütternden Eindruck erweckt.“<sup>12)</sup>

Ebenso wie die Denkmalkonographie, waren Einweihungsfeierlichkeiten und begleitende Reden von seiten der Regierung geprägt von konstituierten Handlungsmustern, die – als Identifikationsstiftung für die Überlebenden – den Tod der Soldaten als „höchste und vollendetste Pflichterfüllung“<sup>13)</sup> zu rechtfertigen suchten.

In Schnaittach fand die Denkmalweihe als „stille und würdige Feier, die von tiefreligiösem Ernst getragen wurde und bei der man in anerkannter Weise von weltlichen Festlichkeiten vollständig abgesehen hatte“<sup>14)</sup> unter allergrößter Anteilnahme der Bevölkerung statt: Das Beispiel einer ländlichen Gemeinschaft, deren Zusammenhalt in der Trauer um ihre Toten zum Tragen kommt. In die Feierlichkeiten mischen sich auch typi-

sche Züge der zwanziger Jahre: Weißgekleidete Mädchen mit schwarzen Schleifen und Kränzen begleiten die Vereine, die Musikkapelle Huber, den Festausschuß und die Gemeindeverwaltung bei ihrem Zug zum Denkmal. Geprägt ist die Feier in erster Linie von religiösen und heimatlichen Schwerpunkten: Dechant Brehm zelebriert den Gedächtnisgottesdienst mit anschließender Denkmalweihe vor einem Feldaltar. Zugrunde legt er die Psalmworte: „Die Hände sollen mir verdorren und die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich Dein vergesse, o Jerusalem“. Der Männergesangsverein unter Leitung des heimatkundlich engagierten Pfarrers Kinles singt die Messe von Ett. Nach den politischen Reden des Festausschubvorsitzenden Sommer und des Oberinspektors Fleischmann aus Lauf erfolgt die Niederlegung der mit schwarz-weiß-roten und weiß-blauen Bändern verzierten Lorbeerkränzen.

Der Arbeitergesangverein „Liederkrantz“ singt den Chor „Wie sie so sanft ruhen“. Nach der abschließenden Rede übergibt Bürgermeister Wolf das Denkmal „in die treue Obhut der Gemeinde“.<sup>15)</sup>

Die Ikonographie der Denkmäler für die gefallenen Soldaten in der Weimarer Republik muß als eine Bildsprache der Krise bezeichnet werden: Ein Versuch, von seiten des Staates den Kriegstot innerhalb der sinnlosen Materialschlachten des Ersten Weltkriegs vor der Gesellschaft und vor allem den Angehörigen als „Heldentod“ oder „christlichen Opfertod“ zu legitimieren. Die konservative Bildsprache einer restaurativen Regierung, die zielsicher in die Katastrophe des Faschismus steuerte. Dennoch, und gerade deshalb, sind die Denkmäler für die Kriegstoten, nicht nur für die trauernden Angehörigen und Zeitzeugen, wichtiger und unerläßlicher Bestandteil unserer Ortslandschaften, die die Namen der zahllosen Kriegstoten als Mahnmal für den Frieden erinnern. Als steinerne Zeugen in der Bildtradition ihrer Zeit manifestiert sich an ihnen die Hilflosigkeit, die große Trauer um den Kriegstod eines Angehörigen und das schreckliche Leid der Kriege mit Mitteln der gegenständlichen Kunst darstellen zu wollen.

### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Man denke hier nur an die Wiederaufstellung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Deutschen Eck bei Koblenz, die Probleme im Umgang mit Denkmälern der ehemaligen DDR oder dem immer wieder – besonders durch die jüngere Presse – neu umstrittenen Völkerschlachtdenkmal.

<sup>2)</sup> Nachzulesen im „Lauer Tagblatt“ vom 31. Mai 1920 („Kaufmann Strobel hat 1000 Mk. für ein Kriegerdenkmal gestiftet“) und im „Lauer Tagblatt“ vom 21. Mai 1920 („In Schnaittach trägt man sich mit dem Gedanken der Errichtung eines Kriegerdenkmals für die im Weltkriege gefallenen Söhne dieser Gemeinde. Eine Spende von 5000 Mk. wurde zu diesem Zweck bereits von einem Münchner Freunde gemacht.“)

<sup>3)</sup> Vgl. den Artikel Fritz Schnelbögl: Vergleichende Kunstbetrachtung. Das Schnaittacher Krie-

gerdenkmal und sein Vorbild“. in „Fundgrube“. Beilage zur „Pegnitz-Zeitung“, 12. Jhrg., Nr. 1, Januar 1936. S. 5-7.

<sup>4)</sup> Schnelbögl, Fritz: Vergleichende Kunstbetrachtung. Das Schnaittacher Kriegerdenkmal und sein Vorbild. in „Fundgrube“, Beilage zur „Pegnitz-Zeitung“, 12. Jhrg., Nr. 1, Januar 1936. S. 7.

<sup>5)</sup> Vgl. Lurz, Meinhold: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4: Weimarer Republik, S. 307.

<sup>6)</sup> Zitiert nach Probst, Volker G.: Bilder vom Tode. Eine Studie zum Kriegerdenkmal in der Weimarer Republik am Beispiel des Pietà-Motives und seiner profanierten Varianten, Hamburg 1986. S. 74.

<sup>7)</sup> Vgl. die Berichte Erich Maria Remarques. Otto Dix u. a.

<sup>8)</sup> Zitiert nach Matzner, Florian: Der „schlafende“ Krieger. Ikonographische Aspekte zum ideologischen Stellenwert von Leben und Tod. In: Unglücklich das Land das Helden nötig hat. Leiden und Sterben in den Kriegsdenkmalern des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 8, Marburg 1990, S. 65.

<sup>9)</sup> Vgl. Probst, Volker G., wie Anmerkung 6, S. 26/27.

<sup>10)</sup> Zu diesen Zusammenhängen vgl. Lurz, Meinhold: Kriegerdenkmäler in Deutschland. Bd. 3: I. Weltkrieg, S. 100.

<sup>11)</sup> „Ehret die Krieger!“ Merkblatt für Krieger Ehrungen, Herausgeber: Westfälische Bauberatungsstelle, Westf. Kommission f. Heimatschutz und Westfälischer Kunstverein, bearbeitet von Dipl. Ing. Sonnen, Münster in Westfalen, November 1915. zitiert nach Lurz, Meinhold: Kriegerdenkmäler in Deutschland Bd. 3: I. Weltkrieg, S. 103

<sup>12)</sup> „Lauer Wochenblatt“, 26. August 1925.

<sup>13)</sup> Zitat aus der Schilderung der Einweihungsfeierlichkeiten zum Schnaittacher Denkmal, „Lauer Wochenblatt“, 26. August 1925.

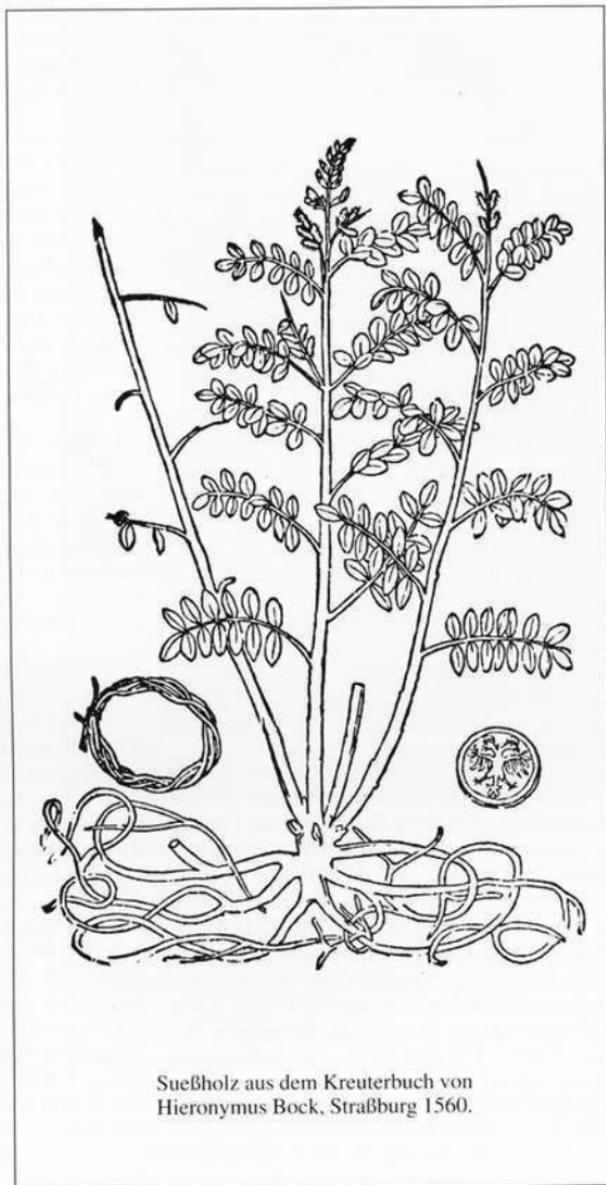
<sup>14)</sup> Zitat aus der Schilderung der Einweihungsfeierlichkeiten zum Schnaittacher Denkmal, „Lauer Wochenblatt“, 26. August 1925.

<sup>15)</sup> Zitat aus der Schilderung der Einweihungsfeierlichkeiten zum Schnaittacher Denkmal, „Lauer Wochenblatt“, 26. August 1925.

## Der fränkische Kaugummi

Vorbei die Zeiten, als bloßes großmäuliges Kaugummikauen dem Jungvolk zur Provokation älterer Semester verhalf. Heutzutage muß einer oder eine schon eine rosafarbene Kaugummiblase genüßlich ausstülpfen und laut platzen lassen, um noch mißbilligend auf sich aufmerksam zu machen. Ein harmloses Gesellschaftsspiel. Schuld an diesem Wandel ist nicht nur der vielbeklagte Verfall der guten Sitten, sondern die Tatsache, daß der Kaugummi zwar noch nicht salonfähig, aber längst im Munde vieler Omas und Opas ist. Denn der Kaugummi ist kein Tabu mehr, seitdem er die Raucher entwöhnen darf und die Karies, den Zahnfraß, bekämpfen soll.

Der Kaugummi, eine Mixtur aus Latex und Aromen, kam nach dem Krieg mit den GIs zu uns, wie der Jeep und der Jazz. Er verhiß einen Hauch Freiheit und Abenteuer und gab das Gefühl frühreifer Überlegenheit. Zwar mampft der Deutsche nur die Hälfte dessen, was ein Durchschnittsamerikaner an Kaugummi-Streifen, Kaugummi-Kugeln oder Kaugummi-Dragees vertilgt, aber jetzt hat der Kaugummi-Konsum auch bei uns die Milliardengrenze überschritten.



Sueholz aus dem Kreuterbuch von Hieronymus Bock, Straßburg 1560.